

Bezüge - Preis
Für die Zeit vom 1. d. M. bis zum 31. d. M. 1 Mark 50 Pf.

Halle'sche Zeitung.

Stappe - Gebühren
Für die halbjährliche Zeit 4 Mark 50 Pf.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäfts
Halle, Leipzigerstr. 47.

Halle a. S., Sonnabend 8. Januar 1898.

Berliner Bureau
Sollitz 30, Scharnburgerstr. 10.

Deutsches Reich.

* Am gestrigen Tobestage der Kaiserin Augusta verließ der Kaiser früh 10 Uhr das Neue Palais...

* Die Heberhebung des Kaiserlichen Volkes von Neuen Palais nach dem Berliner Schloß...

* Anlässlich des Ablebens des österreichisch-ungarischen Generalleutnants Freiherrn v. Schönfeld...

* Wie die „Schif. R.“ erzählt, ist die Kaiserin, die Frau Erzherzogin von Sachsen-Meiningen...

* Der Staatssekretär des Reichspostamts, v. Pöbbeckel, der 3. Jh. in Dresden antritt...

* Fürst Uruslow, der neue russische Botschafter in Paris, ist gestern Morgen auf der Drednau von Wülfel nach Petersburg in Berlin eingetroffen...

* In der gestrigen Sitzung des Bundesrats wurde den zuständigen Ausschüssen übergeben: der Entwurf eines Gesetzes zur Ergänzung der Gesetzgebung über die Verbindungen mit

überseeischen Ländern, der Entwurf von Vorschriften über den Verkehr mit Geheimmitteln in den Apotheken...

* Die von den zunächst beteiligten Reichsministern mit den Oberpräsidenten und Landesregierungen der Provinz Sachsen und Brandenburg gepflogenen Verhandlungen...

* Die Vorlage wird sich aber nicht auf diejenigen Vorkehrungen erstrecken, durch welche planmäßig der Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse, wie sie in diesem Sommer zu beklagen waren...

* In Bundesrats wird nach der „Nachr.-Rettung“ ein Entwurf von Vorschriften über den Verkehr mit Geheimmitteln in den Apotheken vorbereitet...

Das Seebataillon auf der Fahrt nach Kiao-tschjan.

Tagebuchblätter vom Bord der „Darmstadt“.
22. Dezember.
Entschieden am 18. Dezember Morgens 3 Uhr Lichtete der Dampfer „Darmstadt“ auf der Rheide von Wilhelmshaven die Anker und feuerte der Vordeck ab...

meist dies nicht schon unterwegs geschehen, die Schwimmwesten angelegt und dann mit boots- resp. Hufeisen angetrieben. Die Verwundungen erschienen natürlich, nachdem sie ihren Dienst verrichtet, ebenfalls an Deck. Neulich wird verfahren bei einsetzender Feuergefahr.
Die Unterbringung der Deckoffiziere, Feldwebel, Schreiber, Büchsenmacher, Materialverwalter erfolgt in der 2. Kajüte. Sie theilen meist zu zweien eine Kajüte und sind in denselben ebenso untergebracht, wie die meisten Offiziere, welche aus zwei Kajüten 1. und 2. Klasse bewohnen...

der zweckmäßigen Fruchtfolge, der Verwendung vortheilhafter Düngungsarten (Gründüngung, Verwendung verschiedener Arten künstlichen Düngers etc.), Verwendung besserer, auch für die isolierten Verhältnisse sich besonders eignender Saatguts, der Einwirkung der Erträge aus der Viehhaltung (Wolfsmilch, Wollschafung von Juck, Bern, Wollen etc.) für Bienenzucht, für Obst- und Weinbau und dergleichen. Auch werden bereits Erlöse der Forste über den zweckmäßigsten Vertrieb kleiner Landwirthschaften die Detailänderungen mit Vorbehalt zur Ausbesserung von landwirthschaftlichen Verhältnissen benutzt werden können...

* Nach dem Welter des Hamburger Arbeiterverbandes ist, wie die „Nat. Ztg.“ mittheilt, auch hier die Bildung eines großen Arbeiterverbandes geplant. Der erste Zusammenkunft der Arbeiter in Berlin, um gegen die Arbeitervereine-Organisationen bei Streiks gerüstet zu sein, erfolgte in der Weltindustriehalle.

* Ueber die Ursachen in Südwestafrika, gegen die wie berichtet, Hauptmann v. Giffart in überseeischen Expeditionen anknüpfen mußte, merben jetzt folgende Einzelheiten bekannt: Bei den Marabouten in Franzosen sind zwei Hauptlinge, David und Lazarus, vorhanden, von denen der erstere zum Kapitän ernannt und auch von der deutschen Verwaltung als solcher bestätigt wurde. David ist aber ein sehr gewaltthätiger Charakter, er fand in fortwährendem Streite mit den Missionaren und kam in solchen Gelegenheiten zu seinem eigenen Tode, daß er mit einer Schaar seiner Anhänger Franzosen verließ und sich umarmig bis dreißig Kilometer weiter nördlich niederließ. In Franzosen wurde zum Kaiser zum Kapitän ernannt und von der Landesbevollmächtigten anerkannt. Die Deutschen machten aber wie David's Angriff und Abreise in der Nachbarschaft auch nach Franzosen hin. Auf die eingegangenen Nachrichten geht nun, um den unruhigen Zuständen ein Ende zu machen, Hauptmann v. Giffart mit einer Abtheilung der Schutzmacht dahin. Nicht unmaßlich ist es, daß er in dem geübigen und gekümmerten Gebiete unangenehm unersichtlichen Vorfällen widerstand. Weiter aber ist die Bemerkung nachlassend, daß David bei den weiter nördlich in Franzosen stehenden Zoppar-Stationen Unterdrückung findet. Die Zoppar sind vollkommene Häuber und haben mit den Deutschen Gütenthaten schon von jeder Beziehung unterhalten.
* Aus Haiti. Wie der „Rei.“ aus Port au Prince gemeldet wird, war die am 2. d. M. dortige deutsche Konsulats-Expedition, die 12. Dezember an Bord der beiden deutschen Kriegsschiffe „Seyler“ und „Charlotte“ zu einem feierlichen Gottesdienste eingeladen. Hauptpastor Schneider von der „Charlotte“ hielt eine ergreifende Predigt. Am folgenden Tage gab die deutsche Kolonie den Offizieren, Soldaten und Familien ein Fest in der deutschen Legation. Durch reichlich sich dem Schönen und Kostbaren in dem deutschen Kaiser aus. Dem folgt unser Dank an die beiden Schiffsführer, welche Kapitän Thielen von der „Charlotte“ mit herzlichen Worten bewoonte.

mäßig in möglichst wenig Raum einnehmende Packete zusammengepackt und an den für sie bestimmten Plätzen bepackt. Alsdann nahmen die Leute die bestimmteste Meinung in ihren Decks vor und säuberten letztere — für die später stattfindende Musterung. Nachdem der Reichsleiter Geniege gelassen, empfingen die Wachschiffen ihr Frühstück, bestehend in Kaffee oder Thee, Butter und Brod.
Um 8 Uhr 45 Minuten stehen die Kompanien in ihren Reviere zur Musterung bereit, die von den Offizieren abgeholt wird. Die Zugführer wahren ihre Plätze und bereuen die Musterung. Darauf ergreifen die Kompanien den Marsch und nun beginnt an Deck ein reines militärisches Leben, ähnlich dem auf den einmündlichen Kasernenhöfen.
Da bleibt kein Wägen unbefehlt und selbst auf dem Promenaden der Offiziere hört man Kommandos und sieht Seebothen munter mit ihrem neuen Kommando hantieren. Wägen doch die Rekruten, welche in den wenigen Tagen ihrer Dienstzeit am Lande kaum gehen und stehen gelernt haben, in ihrer Ausbildung weiter gefördert und die älteren Mannschaften in der Handhabung der ihnen bis dahin unbekanntesten Waffen geübt werden.
Gegen 11 Uhr endet der Vormittagsdienst, Offiziere und Mannschaften haben über Mittag einige Stunden frei, dann wiederholt sich das militärische Schauspiel Nachmittags von 2-4 Uhr.
Am 2. Appell, Aniruktion der Mannschaften schlossen sich an und um 6 Uhr wird mit dem Abendbrod das Tagewerk beschlossen. Um 7 Uhr 30 Minuten, nachdem der Offizier vom Tagesdienst noch einmal militärische Reviere in Bezug auf Ordnung und Reinlichkeit revidiert hat, werden die Kompanien aufgegeben und die Leute können sich zur Ruhe begeben, doch ist es ihnen nicht gestattet, sich bis zum Abendessen an Deck aufzuhalten. Nach des Dienstes ewig gleichgültiger Uhr ist auch das Leben der Offiziere gleich dem der Mannschaften geregelt. Die Mannschaften finden sich zu denselben Zeiten statt und die übrig bleibenden Freizeiten werden eifrig dazu benutzt, um Tagebücher oder den Reviere in der Dienstzeit zu schreiben, den Atlas oder Werke über China, unseren demnächstigen Befehlsmannschaft, zu studieren, oder auf dem Promenaden-Deck spazieren zu gehen und schließlich nach fernem Landen auszufahren. Doch damit haben wir auf dieser Seite hinreichend wenig Platz, denn an allen Lebenswecken sind die Mannschaften in der Dienstzeit bei Nacht vor. So wird auch der Offizier und Länger wie vorher bei Dover nur einbilde Vorkommen. Auch hier signalisirten wir nach Gibraltar unsere Vorbeifahrt.



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

11)

Roman von Clark Russell.

„Davon iſt keine Rede,“ entgegnete ich trozig, „aber ich werde meine Haut wehren gegen Den, der mich anzugreifen ſucht und inſofern könnte es ſich allerdings um Menſchenleben handeln, dort aber ſehen Sie das Wrack. Mr. Duckling, dort ſtehen auf alle Fälle mindedeſtens ein, wenn nicht mehr Leben auf dem Spiel und die, ſage ich, müſſen wir retten. Was, Maats, meint Ihr dazu?“ wandte ich mich nunmehr an die Leute, „iſt Einer unter Euch, der das Herz hat, dem Menſchen dort, der in Verzweiflung winkt und feſt auf unſere Hilfe baut, dieſe zu verlaſſen, ihn elend umkommen zu laſſen.“

„Nein, Sir,“ rief Einer, „der Mann ſoll nicht umſonſt nach uns ruſen, und wenn der Kapitän weigert, beizudrehen, dann wollen wir ihn zwingen.“

„Luo!“ rief ich dem Manne am Rade zu.

„Luo auf Deine Gefahr, Du meuteriſcher Hund,“ tobte der Kapitän, mir mit der Fauſt drohend.

Ich kümmerte mich um dieſe Drohung gar nicht, ſondern kommandierte weiter:

„Vorwärts Leute, badbraffen, holt die Luobraſſen an!“

Der Kapitän ſtürzte auf mich los.

„Bei dem Lebendigen Gott!“ ſchrie ich, meine Eiſenſtange erhebend, „wenn Sie mir zu nahe kommen, Kapitän Coxon, zerſchmettere ich Ihnen den Schädel!“

Meine wuthblühenden Augen, meine Haltung und drohende Geberde brachten den gewünschten Eindruck hervor; er blieb ſtehen, wurde leiſchenblaß und ſah Duckling an.

Dieſer, ebenfalls vor Wuth bebend, brach nun in ſeiner Art los:

„Sie heimtückiſcher Erzhalunke, was wollen Sie denn eigentlich? Nun ſieht man doch, was für ein gemeiner, rebellischer Schuft, was für ein Mordgeſelle ſie ſind; na, wir wollen Sie aber ſchon klein kriegen, bin ſchon mit anderen Burſchen fertig geworden.“

„Ach was,“ wurde er da von einer Stimme aus dem Haufen der Leute unterbrochen, „geben Sie ihm doch eins aufs Maul, Mr. Royle, wir ſehen Ihnen bei; die Beiden ſind ja ein verfluchtes Paar Mörder! Wer hat die Schmach überſegelt? Wer hat, ohne einen Finger zu rühren, die Leute erſaufen laſſen? Wer läßt ehrliche Männer verhungern?“ Dieſem letzten Ausruf folgte ein lautes, beſtimmendes Gebrüll der umherſtehenden Mannſchaft.

Dieſes lockte auch die Freiwaſche aus dem Raſtell hervor; die Leute kamen eilig heran, Einige mit vergnügtem Grinsen, Andere mit dem Ausdruck geſpannter Neugier, als gelte es, einer Komödie zuzuschauen, die ihren vollſten Beiſall hatte. Der ganzen Geſellſchaft ſah ich es an, daß ſie auf meiner Seite ſtand und daß jeder Befehl von mir auf der Stelle, ohne Rückſicht auf Kapitän und erſten Maat, ausgeführt werden würde. Am Schnellſten wären ſie wohl Alle bei

der Hand geweſen, wenn ich befohlen hätte, Beide in ſen zu legen.

Der Mann am Rade hatte inzwiſchen geluot, bis die Segel auf der Wetterſeite ſo ſach wie Bretter lagen und das Schiff ſich kaum noch bewegte. So wie er waren auch die andern beſliſſen, zu thun, was ich befohlen hatte; ſie raunten bei dem Kapitän und dem Maat vorbei, wie wenn die Beiden gar nicht vorhanden wären, um die großen Luobraſſen loszuweiſen.

Während der Zeit behielt ich Coxon und Duckling fortwährend ſcharf im Auge, da ich jeden Augenblick eines Anfalls ihrerſeits g wärtig ſein mußte. Obgleich mich Duckling aber unausgeſetzt wie eine zum Sprung bereite Raze anſah, war er doch offenbar eingeküchert durch mein entſchloſſenes Ausſehen und die Haltung der Leute. Ich merkte, er überlegte und bald ſagte er auch etwas zu dem Kapitän, der, von Wuth verzehrt, hohlhändig und aſchfarben ausſah. Es dauerte nicht lange, da gingen Beide nach der Seeſeite des Hüttendecks und hielten ein kurzes Geſpräch; dann begab ſich der Kapitän zu meiner großen Ueberraiſchung nach unten, während Duckling an mich herantrat.

„Der Kapitän giebt ſeine Einwilligung, daß Sie ſich nach dem Wrack begeben und dort Hilfe leiſten,“ ſagte er. „Laſſen Sie das Quarterboot auf Steuerbord zu Waſſer führen, machen Sie aber ſchnell, daß Sie fortkommen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Er ſprach dieſes Alles mit erſichtlichem Grimm und ſo haſtig und atemlos, daß ich jeden Augenblick dachte, er würde ſich nicht zu halten vermögen und verſuchen, mich niederzuſchlagen.

„Ich werde vier Mann mitnehmen,“ erwiderte ich, zog dann meinen Rock wieder an, gab die nöthigen Befehle und befand mich kurze Zeit darauf mit meinen vier Leuten in dem klar gemachten Boot, bereit zum Niedergehen.

Duckling hatte einen der Läufer ergriffen, die zum Niedergehen der Boote dienen; er wollte augenſcheinlich dabei helfen, aber einer meiner Leute ſchrie:

„Laßt ihn nicht helfen! er wirft uns plötzlich los, und wir liegen Alle im Waſſer, glaub's ſchon, der Satan würde ſich freuen, uns erſaufen zu ſehen.“

Auf dieſe Worte ſprangen ſchnell ein paar Leute zu und entriſſen Duckling das Tau. Er ſtand zuerſt wie verſteinert da, als aber das Boot ruhig auf das Waſſer hinabſank, brach ſeine Natur wieder durch, er beugte ſich über die Schiffsſeite und ließ einen wahren Hagel von Verwünſchungen und Seemannsflüchen auf uns niederraffeln.

Der Mann am Bug-Ruder lachte ihm ins Geſicht, und ein Anderer rief: „Wir werden Ihnen ſchon noch das Maul ſtopfen, Sie ſollen noch beten lernen, Sie infamer Menſchenshinder. Warten Sie nur, unſere Zeit kommt noch.“

Unter ſolchen gegenſeitigen Drohungen wurde abgeſtoßen, die Ruderer ſetzten die Riemen kräftig ein und fort ging es im Fluge dem Wrack entgegen.

Die Aufregung, in der ich mich befand, ließ mich an den Ausgang der ganzen Affäre gar nicht denken. Die unmenschliche, grausame Absicht von Coxon, völlig gleichgültig an dem Wrack vorüberzufahren, hatte mich mit solcher Erbitterung erfüllt, daß ich vor keinem Schritt zurückgeschreckt wäre, um diesen gefühllosen Bösewicht zu seiner Pflicht zu zwingen. Mochte er es Meuterei nennen, ich nannte es Menschlichkeit, und für diese einzutreten, hätte ich selbst einen Kampf auf Leben und Tod nicht gescheut. Der Haß der Mannschaft gegen Kapitän und Maat schützte mich vor jeder von diesen Weibern geplanten Hinterlist, sonst hätte ich darauf gefaßt sein müssen, daß sie nach unserer Abfahrt sofort vollgebracht und uns mit dem Wrack allein auf dem Meer zurückgelassen hätten. Einer der Leute deutete dies an, er wurde aber von den Andern ausgelacht; sie nannten ihn einen Narren und fragten ihn, was er denn eigentlich von seinen Maats dachte, der Kapitän sammt Mr. Duckling würden doch in demselben Moment über Bord fliegen, wenn sie einen solchen Verrath verüben wollten. „Wer weiß,“ fügte Einer noch hinzu, „ob das gerade das Schlimmste für die beiden Schufte wäre; ja, ja, Mr. Kogle, ich kann Ihnen sagen, daß noch Blut auf dem ‚Grosvenor‘ fliegen wird, wenn sich die Dinge für uns nicht bald besser gestalten; wir sehen die Sache nicht mehr lange ruhig an.“

Bei diesen Worten sahen alle vier Mann mit so haß-erfüllten Blicken nach dem Schiff hinüber, daß es mich ordentlich kalt überlief. Was würde aus dem schönen Schiffe werden, welches sich dort so ruhig und majestätisch auf der Wasseroberfläche wiegte, wenn die Leute ihre Drohung wahr machten? Mit größter Hierlichkeit neigte es sich vor der Dünung, anmüthig legten sich die schlanken Masten über und hell blinkten alle Messingtheile, wenn es von einer Seite zur andern schaukelte. Welcher Kontrast, von ihm auf das traurige Bild der Zerstörung vor uns zu blicken! Mein Auge war gerade jetzt mit neuer tiefer Bewegung darauf gerichtet, denn ich konnte erkennen, daß es ein weibliches Wesen war, welches unsere Hilfe anrief. Ob alt, ob jung, verinachte ich noch nicht zu unterscheiden, ich sah nur, daß langes Haar hinter ihrem winkenden Arm niederhing.

„Bei Gott, Kinder,“ schrie ich aufgeregt, „das ist gar kein Mann, seht doch einmal hin, seht die Haare, legt Euch ins Zeug!“

Die Leute folgten meinem Zuruf und von Neugier getrieben, rojsten sie nunmehr mit solcher Kraft an, daß das Boot wie ein Pfeil durch das Wasser schoß; nach kurzer Zeit konnten wir deutlich die Gestalt eines jungen Mädchens erkennen. Doch jetzt galt es vor Allem, zu überlegen, an welcher Stelle des Wracks wir ohne Gefährdung des Bootes anlegen konnten. Der verstümmelte Schiffsrumpf lag uns breitseit mit seinem Backbord vor, er schlingerte nicht nur schwer, sondern riß auch den mächtigen Besanmast, welcher längs-seits an den Bardenen hing, bei jedem Ueberholen nach Steuerbord an sich empor. Nur mit der größten Vorsicht durften wir uns deshalb nähern, wenn nicht das Boot zerschellt werden sollte.

Ich schwenkte meinen Hut nach dem armen Mädchen hin, ihm Muth zu machen und steuerte das Boot um das Wrack herum, weil ich den Punkt suchen wollte, wo wir auf-entern konnten.

Das Schiff schien mir einen Gehalt von 700 Tonnen zu haben. Beim über Bord gehen hatten seine Masten auf der Backbordseite die Schanzkleidung völlig zusammengeschlagen und auf der Steuerbordseite einen Theil derselben zerschmettert. Das Steuerrad war verschwunden, die schweren, das Deck überfluthenden Seen hatten Gangspill, Kompaßhaus, Luken-

bedachung, Öffter, Pumpen, kurz Alles, bis auf das Deckhaus und Ueberreste der Küche, weggeführt; ein starker, eiserner Boots-Krahn war wie ein Korkzieher zusammengedrückt; hinten lag der entmastete Rumpf bis zu den Püttingen im Wasser, vorn aber schwamm er frei bis über die Fockrüsten; es war wie ein Wunder, daß er dem furchtbaren Druck der langen Dünung noch immer Widerstand leistete und nicht schon längst von den ungeheuren, über ihn hinwegrollenden Wassermassen auf den Grund gedrückt worden war. Wie diese Einzelheiten sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben, weiß ich nicht, denn ich entsinne mich, daß ich damals einzig und allein von dem Gedanken erfüllt war, wie ich es möglich machen sollte, unter den obwaltenden Umständen zu dem Mädchen im Deckhause zu gelangen. Auf dem Deck festen Fuß zu fassen, erschien mir unmöglich ohne Stecktau oder etwas dem ähnlichen, woran man sich festhalten konnte, endlich mußte ich aber doch handeln. Ich befahl also dem Ruderer im Vordertheil des Boots, den Platz mit mir zu tauschen, das Steuer zu übernehmen und das Boot vorsichtig nach den Fockrüsten an der Steuerbordseite zu lenken. Dann stand ich auf und stellte einen Fuß zum Sprunge bereit auf den Rand des Boots. An den zerfetzten Wanten, die ins Wasser herabgingen, hatte ich, wenn ich ausglitt und ins Wasser fiel, ausreichende Handhaben zum Festhalten.

„Sachte! vorsichtig! haltet Euch fertig, rasch zurückzustreichen!“ kommandirte ich, als wir fast heran waren. Ich wartete einen Augenblick, der Rumpf rollte auf uns zu, die Dünung hob unser Boot empor, und das Deck des Wracks, obgleich ganz schräg, kam in gleiche Höhe mit meinem Fuß. Ich sprang nunmehr mit aller Kraft und erreichte auch glücklich mein Ziel, fiel aber schwer nieder. Im nächsten Augenblick jedoch war ich schon wieder auf den Füßen und rannte nach vorn, um mich von den Sturzseen zu retten.

Hier gab es einen ganzen Haufen Bauwerk: Stage, Klüverfalle und andere Seile, deren Enden zum Theil über Bord hingen. Ich zog eins dieser Enden herauf, fand aber, daß ich das Gewirr nicht lösen konnte; mich weiter umsehend, bemerkte ich einige Taurollen, welche dicht am Fuß des Bugspriets lagen. Das Ende von einer Rolle warf ich in das Boot, gleichzeitig den Leuten zurufend, soweit das Tau reichte, wegzurudern. Nachdem dies geschehen war, knotete ich an die erste Rolle noch eine zweite und schlang mein Ende fest. Um nunmehr einen Halt über die Schiffslänge so weit als nöthig zu gewinnen, befahl ich, daß das Boot bis zu den Steuerbord-Püttingen des Besanmastes rudern, dort einen Mann mit dem Tau an Bord setzen und dieser es stramm ziehen und beseltigen solle. Nach Verlauf einiger Minuten, während welchen das Boot meinen Blicken entchwunden war, sah ich einen der Bootsleute über die Schiffsseite klettern; er triefte von Wasser und schüttelte sich wie ein nasser Budel, denn er war beim Verlassen des Bootes über Bord gefallen; jetzt arbeitete er sich an dem straff gespannten Tau auf mich zu.

„Das Boot soll wieder nach dem Bug rudern und Steuerbord in der Nähe der Fockrüsten bleiben,“ rief ich.

Nun schritt ich am Tau auf dem Deck entlang. Es traf sich sehr glücklich, daß die Thür des Deckhauses nach der Seite des Vorderdecks lag, auf der ich mich befand. Die Gefahr, dieselbe zu öffnen, war dadurch sehr viel geringer; denn hätte sie nach der Seite zu gelegen, wo sich die über das Deck schlagenden Bogen fortgesetzt am Hause brachen, so würden diese bei Oeffnung der Thür mit ihrer ganzen Wucht hineingestuthet sein und jedenfalls das Haus mit Allem, was darin war, sehr bald fortgeschwemmt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Prä
Spi
zog,
beim
Den
Nes
Zin
Heu
der
dem
wur
mal
führ
fran
lag
Boi
Bri
habe
trete
emp
Gru
lich
theil
peri
Difi
bela
mäd
feur
„an
unte

Neb
regi
lang
fige
Zug
vern
Wän
hätt
trädi
nich
aber
rech
der
von
fast
Der
Geb
Reg
in
ang
Wiv
Viv
vern
des
jahr
seine
Tag
habe
und
Prä

Tai
Er
Gei
sofo
der
„De
auf
dre
Neu
ritte
Sei



[Nachdruck verboten.]

Das Straßburger Attentat.

Von Dr. Paul Holzhausen (Bonn).

(Schluß.)

Aber auch viele Einwohner von Straßburg begrüßten den Präsidenten mit enthusiastischem Zurufe, als er an der Spitze der soeben gewonnenen Truppe nach der Finkmattkaserne zog, um ein zweites, das 46. Linienregiment, zum Anschlusse zu bewegen. Der Weg führte quer durch die alte Reichsstadt. Denn die Austerlitzkaserne lag im Süden in der Nähe des Messgerthores, der ehemaligen porte d'Austerlitz, während die Finkmattkaserne im Nordwesten am Steinhore gelegen war. Heutzutage existirt dieses Gebäude nicht mehr. Es wurde bei der Belagerung des Jahres 1870 zusammengeschossen. Nach dem Kriege auf den alten Grundmauern wieder aufgebaut, wurde es vor einigen Jahren bei einem großen Brande abermals ein Raub der Flammen. Der Weg nach dieser Kaserne führte über den Kleberplatz oder die place d'Armes, wie er zur französischen Zeit genannt wurde. An einer Ecke dieses Platzes lag die Kommandantur, die Wohnung des Divisions-Generals Voirel. Auch dieser war ein Veteran des Kaiserreichs, und Prinz Ludwig Napoleon glaubte, leichtes Spiel mit ihm zu haben. Die Wache auf dem Kleberplatze war ins Gewehr getreten, als der Prinz die Treppe zu der Wohnung des Generals emporstieg. Aber der alte Voirel war ein Mann von festen Grundzügen und noch dazu dem Könige Ludwig Philipp persönlich verpflichtet. Er wies die Aufforderung, an dem Attentate theilzunehmen, entschieden zurück und wurde von dem Prinzen persönlich verhaftet. Inzwischen hatte sich auch einer von dessen Offizieren, der bereits bekannte, später als kaiserlicher Minister bekannte Herzog von Persigny, der Person des Präfecten bemächtigt. Ein Anderer war in eine Druckerei geeilt, um drei feurige Proklamationen des Prinzen „an das französische Volk“, „an die Straßburger“ und „an die Armee“ so schnell wie möglich unter die Presse zu bringen.

Nun aber sollte der Hauptstreich geführt werden: die Ueberrumpelung der Finkmattkaserne, in welcher das 46. Linienregiment im Quartier lag. Die Finkmattkaserne war ein altes langes Gebäude, zwischen dem Faubourg St. Pierre, der heutigen Steinstraße, und der Umwallung gelegen. Es gab zwei Zugänge zu derselben, einen von der Wallseite und einen andern vermittelt eines engen Gäßchens von der Steinstraße her. Wäre der Prinz auf dem erihren vor die Kaserne geritten, so hätte er vor den erschauerten Soldaten seine immerhin schon beträchtliche militärische Macht entfalten können, und man weiß nicht, welches der Eindruck gewesen wäre. Merkwürdigerweise aber verfolgte die Spitze seines Zuges, in Folge eines nicht recht aufgeklärten Verfehlers, den Weg, und, anstatt von der Vorderseite, kam derselbe durch das enge Seitengäßchen von der Steinstraße her auf den Kasernenhof. Dieser war fast vollständig leer. Die Soldaten waren auf ihren Stuben. Der Prinz langte zuerst mit wenigen Begleitern vor dem Gebäude an. Der wachhabende Offizier weigert sich, das Regiment zusammenzutreten zu lassen. Indessen verbreitet sich in der Kaserne das Gerücht, ein Napoleon sei auf dem Hofe angekommen. Noch einmal übt der Name seine zauberische Wirkung. Die Infanteristen stürzen aus den Stuben. Das Vive l'Empereur! läßt sich auch hier, wenn schon vereinzelt, vernehmen. Ein alter Feldwebel, der bei der Kaisergarde des Oheims gedient, vergißt, daß inzwischen ein Vierteljahrhundert vergangen; er eilt auf den Prinzen zu, bedeckt seine Hand mit Küssen und Thränen und erklärt feierlich diesen Tag für den schönsten seines Lebens. Nach und nach haben die Artilleristen des 4. Regiments den Platz besetzt, und auch die Finkmattkaserne ist sozusagen in den Händen des Präsidenten.

Da erscheint als deus ex machina der Oberstlieutenant Tailandier, der Regimentskommandeur der Sechshundvierziger. Er ist ein Mann von entschlossenem Charakter und großer Geistesgegenwart. Im Augenblick überichaut er die Lage, und sofort hat er ein Mittel zur Hand, um den gefährlichen Streich, der hier gegen seinen König geführt wird, zu pariren. „Der Herr ist ja gar nicht der Neffe des Kaisers,“ rief er, auf den Prinzen zeigend, „es ist der Neffe des Obersten Vandren, Alles dies ist purer Betrug.“ So unwahrscheinlich diese Aeußerung klingt, so verblüffend wirkt sie auf die Infanteristen. „Es ist der Neffe Vandrens!“ ertönt es von allen Seiten. Aber die Artilleristen erwidern mit dem stolzen Aufse-

„Es lebe der Kaiser!“ Da entspinnt sich eine Aufererei auf dem Kasernenhofe; Prinz Napoleon wird im Gedränge gegen eine Mauer gedrückt und verhaftet. Mit ihm mehrere seiner „Adjutanten“ und Offiziere.

Wie es gewöhnlich bei mangelhaft vorbereiteten Aufständen und Attentaten zu gehen pflegt, so auch hier: mit der Gefangennahme des Haupttrüdelstührers ist Alles zu Ende. Schon waren Abtheilungen des 3. Artillerieregiments und des Pontonierbataillons, gleichfalls von den Offizieren des Prinzen angewiegt, im Anmarsche. Aber auf die Kunde von dem Mißlingen des Anschlages verläuft sich Alles, und zuletzt ergiebt sich auch Vandren, nachdem er, an der Sache des Prinzen verzweifelnd, seinen Artilleristen noch den Befehl gegeben, in ihre Kaserne zurückzukehren.

Nicht geringe Bestürzung herrschte zu Paris in den Tuilerien, als die Nachricht von dem Attentate mittels des optischen Telegraphen einlief. Die Unruhe war um so größer, als der Nachrichtenwechsel durch das Eintreten eines dichten Nebels unterbrochen wurde. Doch faßte man sich, als der gefahrlose Verlauf der Krise bekannt wurde. Prinz Bonaparte wurde in einem geschlossenen Wagen unter der Bedeckung von mehreren Offizieren und Unteroffizieren nach der Hauptstadt gebracht. Auf die erste Nachricht von der verunglückten Expedition eilte auch Mutter Hortense von Arenenberg nach Paris, um des Königs Gnade für den frevelnden Sohn zu erbitten.

Ludwig Philipp war nicht blutigierig. Der Prinz wurde nach dem Hafen Corient gebracht, um von dort auf einer französischen Fregatte nach America befördert zu werden.

Hiermit war auch die Basis für die Behandlung seiner Genossen und Helfer gegeben. Daß die schwer kompromittirten Offiziere aus der Armee entfernt werden mußten, war selbstverständlich. Aber daß die Geschworenen des Straßburger Affisenhofes die Verschwörer nicht allzu strenge beurtheilen würden, war bei der stark bonapartistischen Stimmung der Gegend von vornherein abzusehen. In der That war der Schwurgerichtsprozeß eine ekklatante Niederlage der Regierung. Dem einerseits warf er auch Stimmung und Genugthuung der königlichen Armee ein recht eigenthümliches Licht. So sagte einer der Theilnehmer an dem Komplotte, der Major Parquin, ein ehemaliger Hauptmann der Kaisergarde, unter großer Bewegung der Zuhörer vor dem Gerichte aus, daß er die Eide, welche er den Nachfolgern des Kaisers habe schwören müssen, nur als Formsachen betrachtet und sich, sobald der kaiserliche Neffe vor ihn getreten, nur seines Fahnenweides von 1804 erinnert habe. Und wie tief der Glaube an eine Wiederkehr des alten Kaisers bei dem gemeinen Manne noch wurzelte, bewies die Aussage eines Kanoniers Marcot, der bekundete, daß ein Graubart seiner Batterie steif und fest geglaubt habe, der erste Napoleon siehe leibhaftig auf dem Hofe der Finkmattkaserne. Unter den Beifallstürmen des Publikums verneinten in der Schlusssitzung vom 18. Januar 1837 die Geschworenen die gestellten vierundzwanzig Schuldfragen und sprachen die sämtlichen Angeklagten frei. Die Regierung begnügte sich damit, das Straßburger Attentat als einen Thorenstreich und den Prinzen Bonaparte als einen harmlosen Karren hinzustellen, über dessen Thun und Treiben man sich nicht weiter aufzuregen brauche. Aber die Geschichte setzte eine eigenartige Quittung unter diese Rechnung. Denn noch waren keine zwei Jahrzehnte nach der Affaire von Straßburg vergangen, da sah Kaiser Napoleon III. an Stelle Louis Philipps in den von dem „Sonnenkönige“ Ludwig XIV. erbauten Tuilerienhöfen an den Ufern der Seine.

Allerlei.

Kronprinz und König — unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die Wochenchrift „Bär“ folgende anmuthige Episode aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV.: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen führte mit seiner Gemahlin eine sehr glückliche Ehe, nur ließ ihn mitunter sein heißes Blut in Zorn geraten. Ein glücklich angebrachtes Wort oder eine feine, liebenswürdige Wendung vermochte jedoch den König ebenso leicht wieder zu verjöhnen. Kurz vor Antritt seiner Regierung fragte bei einem derartigen Anlaß die sanfte Kronprinzessin, ob ihr Gemahl nicht von seiner Festigkeit lassen wolle. „Sei unbesorgt! Bin ich einmal König, so werde ich Dir niemals mehr Gelegenheit zu dieser Klage geben!“ lautete des Kronprinzen scherzhafte Entgegnung. — Die nachmalige Königin Elisabeth hatte nicht vergessen, was ihr Gemahl der Kronprinzessin versprochen, und als eines Tages der König gegen einen seiner Räthe aufbraute, daß seine Stimme

bis ins Nebenzimmer drang, in welchem Königin Elisabeth zufällig weilte, öffnete die geistreiche Frau hastig die Thür, blieb jedoch wie ägerrnd auf der Schwelle stehen, indem sie sagte: „Verzeihung für meinen Irrthum! Ich glaubte den König zu treffen, doch gewahre ich soeben, daß nur der Kronprinz anwesend ist. Einen Moment stuzte der Monarch, dann schritt er mit lebenswürdigem Lächeln seiner Gemahlin entgegen, und indem er die Königin tiefer in das Zimmer führte, hörte der erstaunte Rath, wie der König wieder ganz heiter gelaunt sagte: „Du hast ein besseres Gedächtniß als ich, aber der König hat Dich verstanden, und er dankt für den garten Wink!“ Hierauf wandte sich der Monarch völlig versöhnt zu dem Rath und erzählte diesem mit freimüthigem Humor, an welche kleine Episode Königin Elisabeth soeben ihren Gemahl erinnert habe.

Die Vornehmheit der Dellampe wird Manchem nicht „einleuchten“ wollen. Und doch ist die Dellampe im Kaiserlichen Haushalt während des Aufenthaltes des Hofes im Neuen Palais bei Potsdam heimisch. Sowohl im Schloß selbst als auch in den Communis wird zum alltäglichen Gebrauch Nüßöl gebrannt, und zwar kommen dabei für das Kaiserpaar große, prächtig ausgestattete Verzelus-Lampen in Benutzung, während im Uebrigen besonders viel alterthümliche Messing-Schiebe-Lampen, wie sie vor etwa dreißig Jahren in jedem bürgerlichen Haushalt zu sehen waren, bei denen auf der einen Seite des Ständers der Delbehälter, auf der andern die Lampe auf der Oelleitung befestigt sind, Verwendung finden. Aber auch im Haushalt des jetzigen Reichsfanziers Fürsten Hohenlohe sind die messingenen Del-Schiebe-Lampen namentlich in den Arbeitszimmern in Gebrauch. Die Nüßölbeleuchtung zeichnet sich nämlich, wenn die Lampen sehr sauber gehalten werden, durch ein recht angenehmes, mildes und gleichmäßiges Licht aus, das namentlich für die Augen geradezu wohlthuend wirkt. Bei großer Sauberkeit ist die Dellampe aber auch geruchlos und, was sehr wesentlich ist, nie der Gefahr einer Explosion ausgesetzt. Auch Kaiser Wilhelm I. liebte die Nüßöl-Beleuchtung, und man erzählt sich, daß er, als i. Jt. die Petroleumlampen überall eingeführt wurden, auch eine solche beschaffen ließ und sie vor einer kurzen Abwesenheit, wie er es bei den Dellampen aus Sparsamkeit zu thun pflegte, niedriger schraubte. Als der hohe Herr dann zurückkehrte, veranlaßte ihn der Dunst im Zimmer, die sofortige Wiedereinführung der Dellampe anzubefehlen.

Ueber die Matthy-Infulaner veröffentlicht Dr. Martini, Marinechirurg und Schiffarzt Sr. Majestät Schiff „Falk“, in dem Januarheft der „Marine-Rundschau“ für 1898 einen sehr interessanten Bericht, woraus man ein Naturvolk kennen lernt, das sich allein aus sich selbst heraus hochentwickelt hat. Dr. Martini berichtet: „Im März 1896 wurde ein Händler der Firma Gernsheim und Ko. p. auf dem in Norden von Neu-Guinea gelegenen Matthy-Insel erschlagen. Der Verdacht der Thäterschaft richtet sich ebenso sehr gegen die Infulaner, wie gegen die Bula-Jungen des Ermordeten. Um die Thäter festzustellen, fuhr der stellvertretende Landeshauptmann Dr. Stahl an Bord des Kreuzes „Falk“ nach der Insel. Matthy liegt 86,5 Seemeilen von Neu-Guinea entfernt, ist also, da Berge auf ihr nicht vorhanden sind, für die Neu-Guinea-Bapuas vom Lande aus nicht sichtbar. So konnte es geschehen, daß kaum jemals Eingeborene von Neu-Guinea Matthy aufgesucht haben. Die Abgeschlossenheit der Insel giebt somit eine Erklärung für die besondere Entwicklung ihrer Bewohner, die von der der Bapuas g und verschieden ist. Am Vormittage des 22. August stoppte S. M. Schiff „Falk“ eine Seemeile südlich der Südoftküste von Matthy. Die flache Insel zeichnete sich durch einen großen Reichthum von Kokospalmen aus. Kaum hatte das Schiff getoppelt, so wurde es von zahlreichen weißen Kanoes umschwärmt. Keiner von uns konnte sich entsinnen, niemals so scharf gebaute, sauber ausgeführte, geradezu elegante Kanoes gesehen zu haben. Während der Richter mit seinen Bula-Soldaten an Land fuhr, erhob sich ein reger Tauschhandel. Es bot sich dabei die Gelegenheit, dies eigenartige Volk zu beobachten. Die meisten Männer waren nicht über Mittelgröße, alle kräftig gebaut und muskulös. Die Hautfarbe war hellbräunlich, auch war ein Albion unter ihnen, der wie geschickt mit schwarzen Flecken besäet war. Das Haar hing ihnen in zehn bis dreißig Centimeter langen wolligen Locken herab. Die Männer hatten keinerlei Kleidung, außer wenigen, die nur ein großes grünes Blatt oder eine kunstvoll aus Wäldern von Bandanus gefertigte hohe Mütze auf dem Kopfe trugen. Einzelne hatten geflochtene Arminge, Halsketten von Muscheln, und zwei je ein Instrument, das vom Halse auf die Brust herabhäng, eine Art Tock in Form einer mit vier Haizähnen besetzten Holzglocke. Um die Lenden trugen alle eine dünne Schnur aus Baumfaser. Die Weiber, etwas kleiner als die Männer und schlank, waren nur in geringer Anzahl erschienen. Sie trugen das Haar in der Mitte geschneit, und als Kleidungsstück ein grünes Blatt, an der Lendenschnur befestigt. Der Tauschhandel war ihnen sämmtlich geläufig, ohne daß eine sprachliche Verständigung möglich war. Wir erhandelten von ihnen eine große Anzahl Waffen und Geräthschaften. Unter den Waffen waren die eigenartigen die der Hessebarde ähnliche, mit Klinge von Schildkrötenchale versehene langstiellige Streitart und der Haiszahn-dolch, von Geräthschaften große hölzerne, viereckige Eschalen. Als Entgelt verlangten sie Messer und Scheeren. Luxusartikel

übten keinerlei Anziehungskraft auf die Männer, eine nur schwache auf die Weiber aus. Beim Landen wurde Dr. Stahl allseitig umringt. Die Weiber drängten sich mit ihren Kindern heran, um sie ihm auf den Arm zu reichen. Eine alte Frau bot ihm in einem schmucken Körbchen aus Kokosblättern faule Früchte und schimmelige Brodfrucht an: diese Lederbüden sollte er mit seinem Taschentuche bezahlen. Vertraulich legten ihm Weiber die Hand auf die Schulter und führten ihn ins nächste Dorf, wo sie ihm bakenartige Gebäude, anscheinend Werkstätten, zeigten. Mehr im Innern des Dorfes erblickte er solide Häuser. Auf seinem Gange wurde er vielfach durch große Leguane überrascht, die sich mitten unter den Menschen bewegten. Er hatte das Gefühl, als ob diese Reptilien, Kammedochsen, so eine Art Hausthier der Matthy-Infulaner seien; sie krochen ohne Scheu unter den Leuten umher und fraßen Unrath. Nach einer Aufenthalt von wenigen Stunden kehrte Dr. Stahl wieder an Bord zurück. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er bei dem Mangel einer Verständigung durch die Sprache gegen dies friedfertige Volk nicht vorgehen könne. Wir aber waren Alle der Jüngung dankbar, die uns dies, fern von aller anderen Kultur, allein aus sich selbst heraus hochentwickelte Naturvolk der Matthy-Infulaner kennen lernen ließ.“

Röntgen im Familienalbum. Während bei uns Röntgen-Photographien wohl nur zum Zweck medizinischer Untersuchungen aufgenommen werden, hat sich in Paris ein photographisches Atelier aufgethan, welches Röntgen-Photographien für den Privatgebrauch herstellt. Man sammelt also nicht nur die Abbildungen des Gesichts und der äußeren Erscheinung von Verwandten und Freunden, sondern auch die Ansichten der inneren Menschen. Diese Spectrelei kann aber, wenn sie nicht allzu schnell wieder außer Mode kommt auch eine praktische Bedeutung haben. Sie kann nämlich dem Arzt später die Möglichkeit geben, sich über Entstehung und Entwicklung von vererbten Krankheitserscheinungen ein Urtheil zu bilden. Man hat es dann also mit einem pathologischen Familien-Museum zu thun.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Vorkäufen vornehmlich. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— „Mein Haus ist meine Burg“, sagt der Engländer und wird damit in prägnanter Weise zum Ausdruck bringen, daß das Haus vor den Feinden, die die Freiheit der Bürger bedrohen, als Zufluchtstätte dienen soll. Aber dem Hause fallen noch andere Aufgaben zu. So muß es vor den Unbilden der Witterung genügenden Schutz gewähren. Mit Recht heißt es, daß das Haus ein „künstliches Klima“ sei, ein Klima, das natürlich besser sein muß, als das Klima des Landes. Hier soll die Gesundheit der Menschen eine Förderung und Nahrung erfahren. Leider lassen unsere Wohnhäuser, wie Dr. Hengelt in dem in der illustrierten Wochenchrift „Der Hausfreund“ (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlander) veröffentlichten Aufsatz „Unser Wohnhaus vom hygienischen Standpunkt“ nachweist, in gesundheitlicher Beziehung zumißt noch viel zu wünschen übrig; welche Anforderungen man an ein Wohnhaus in dieser Hinsicht zu stellen hat, legt der Artikel in eingehender und beherzigenswerther Weise dar. Die beiden letzterehenen Hefte des „Hausfreund“ (5 und 6) enthalten ferner folgende Beiträge: „Um Glück und Leben“. Roman von Martin Bauer (Fortf.); „Häusliche Lektüre und Bibliothek und öffentliche Bibliothek“. Von Dr. Christian Kuepprecht; „Der Schein trägt“. Erzählung von Maurus Jotai (Schluß); „Theodor Kommissen“. Zu seinem hiesigen Geburtstag (mit Portrait); „Mathildäen“. Erzählung von E. Gnade; „Hausball“. Von Julius Freund. (Mit Illustrationen); „Weihnachtsabend eines Junggefelten“. Von E. Hainberg; „Budapest“. Von Max Viola (mit Illustrationen); poetische Beiträge von Hugo Deller, Otto Knipfel, Emma Döbit, Oscar Wüda u. A. Literarisches, kleine Mittheilungen etc.

— Vor uns liegt die erste Nummer des Jahrgang XXV der von den Großgrundbesitzern hauptsächlich geleiteten „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ aus dem Faren'schen Verlage in Berlin. Man kann es nur mit Freuden begrüßen, daß eine solche Fachzeitung eine so große dauernde Verbreitung findet, um diese in Text und Abbildungen überaus schöne und reiche Ausstattung zu ermöglichen. In der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ arbeiten in der That die bedeutendsten Männer aus Wissenschaft und Praxis mit, und die Abbildungen, zum Beispiel die Kaffeehändler-Porträts, beweisen, daß wirkliche Kunst auch in den Dienst technischer Illustration gestellt werden kann. Um der Landwirtschaft willen ist dem Blatte ein Beharren auf dem bisherigen Wege zu wünschen, und diejenigen unserer landwirtschaftlichen Leser, welche die „D. L. Presse“ trotz ihrer 25 Jahre noch nicht kennen sollten, mag die Nachricht interessieren, daß die Expedition (Berlin SW., Hedemannstraße 10) sich erboten hat, die in Rede stehende Nummer nebst den Kunstbeilagen gratis und franko jedem Landwirth zu schicken, welcher darum bittet.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.